Reporter FORUM

www.reporter-forum.de

Uwe Mundlos und ich

Der Thüringer Neonazi war 16, als die DDR unterging. Genauso alt wie unsere Autorin. Eine Betrachtung über die Generation der Nachwendekinder und die neue Mauer in der Gesellschaft.

Sabine Rennefanz, Berliner Zeitung, 31.12.2011

Es war an einem Abend im Dezember, ein paar Kollegen saßen zusammen in einem Lokal in Berlin-Kreuzberg, es gab Gänsebraten, Rotwein. Wir kamen auf die Mordserie der Neonazis aus Jena zu sprechen. Doch es ging nicht nur um Uwe Mundlos, Uwe Böhnhardt und Beate Zschäpe, die zehn Menschen getötet haben. Es ging sofort um viel mehr.

„Tja“, sagte ein Kollege, der beim öffentlich-rechtlichen Rundfunk arbeitet, „der Osten ist halt braun.“ Eine Kollegin von einer überregionalen Zeitung stimmte ihm zu. Sie hatte auch gleich eine Erklärung. Das liege an den Familien in der DDR, an dem staatsverordneten Antifaschismus, der mangelnden Kommunikation. „Die Menschen in der DDR haben sich doch nie mit der Nazizeit auseinandergesetzt, da wurde doch in den Familien nicht drüber geredet.“

Es fiel mir schwer, ruhig zuzuhören, mir war auf einmal heiß, mein Gesicht brannte. Ich kannte die Kollegen nicht so gut. Doch ich wusste, dass sie im Westen groß geworden sind. Ich fragte mich, woher sie wissen wollen, was in Familien in der DDR beredet wurde.

Mir fiel Günter Grass ein, der Nobelpreisträger, der als junger Mann in der Waffen-SS gewesen war. Darüber hat er doch auch erst vor wenigen Jahren gesprochen. Ich erwähnte das, aber die Kollegen wollten nicht über Grass reden. Sie tauschten Anekdoten über Ausflüge in die Umgebung von Berlin aus, die ja sehr schön sei, wenn nur nicht die Menschen wären.

Ich fühlte mich so wie Anfang der Neunzigerjahre, als ich in Hamburg lebte und nur ungern sagte, woher ich kam. Aus dem Osten zu sein, das bedeutete, das falsche

Leben gelebt zu haben. Manchmal sagte ich es. „Du siehst gar nicht so aus“, hörte ich dann. Es war anerkennend gemeint, das machte den Satz noch schlimmer.

Die Mauer stand wieder

Ich saß in dieser Kneipe in Kreuzberg, und die Mauer stand wieder, als wäre die Einheit nicht passiert, als würde der Osten nicht dazugehören. Jetzt kommen sie wieder, die Artikel über die rote Diktatur, den Töpfchen-Terror in den Krippen, über die Berufstätigkeit der Mütter, die autoritäre Erziehung. Je länger die DDR zurückliegt, desto holzschnittartiger wird die Wahrnehmung.

Drei Wochen, nachdem Uwe Mundlos und Uwe Böhnhardt am 4. November 2011 in einem Wohnwagen in Eisenach tot aufgefunden wurden, lese ich in der Süddeutschen Zeitung einen Artikel unter der Überschrift „Das Gift der Diktatur“. Darin wird behauptet, die Terrorserie sei ein Rachefeldzug der postsozialistisch erzogenen Jugendlichen gegen die pluralistische Gesellschaft im Westen.

Schon nach den ersten Sätzen fällt es mir schwer, weiterzulesen. Schuld seien die Eltern, so die These, weil sie den Kindern kein Mitgefühl und keine Emotionen vermittelt haben. „Wer diese Welt im Rückblick betrachtet, stößt bisweilen auf eine erstaunlich niedrige Betriebstemperatur bei der Aufzucht des Nachwuchses.“ Wieder so ein vernichtender Satz. Er klingt so eisig.

Ähnlich klingt das bei Klaus Schroeder, einem Historiker und Politikwissenschaftler, der an der FU Berlin lehrt. „Verwahrlosung, höhere Gewaltbereitschaft und fremdenfeindliche Einstellungen waren schon im Kern vor 1989 in der DDR stärker ausgeprägt als in der Bundesrepublik“, schreibt er in einem Beitrag für den Tagesspiegel. Er führt das Neonazi-Potenzial auf die Vollerwerbstätigkeit der Mütter und die Einbindung in „staatliche Institutionen“ zurück. Staatliche Institutionen, das klingt, als wären Kinderkrippen Gefängnisse gewesen. Ausbildungslager für kleine Neonazis. Das Tora-Bora des Ostens.

Als kürzlich die Bilder aus Nordkorea nach dem Tod von Kim Jong Il gesendet wurden und die Menschen dort demonstrativ weinten, stellte ich mir vor, dass die Westdeutschen wahrscheinlich denken, dass die DDR auch so war, dass wir auf Befehl weinen mussten, als Walter Ulbricht starb.

Aufgewärmte Klischees

Es wird selten genau hingeschaut, lieber werden Klischees aufgewärmt. In einem ZDF-Fernsehbericht fährt der Schriftsteller Steven Uhly mit dem Zug von München nach Jena. Nach fünf Stunden verlässt er die „Angstzone Ost“, so der Text aus dem Off. In einem Artikel der taz, in dem darüber geschrieben wurde, dass das Jenaer Trio auch im Westen Unterstützer hatte, ist von westdeutschen und ostdeutschen Nazis die Rede, als ob es einen großen Unterschied gäbe.

Eine Zeit lang gab es die neuen Länder, jetzt gibt es nur noch Ostdeutschland, und dieses Land ist für viele Westdeutsche ein fremder Planet. Was ist dieses Ostdeutschland? Was ist seine Sprache? Hat es eine eigene Nationalhymne, ein eigenes Fußballteam? Ist es ein Krisengebiet, wie Spiegel Online kürzlich titelte?

Ostdeutscher zu sein ist ein Label, das an einem klebt, das man nicht los wird, selbst wenn man sich bemüht. Man ist immer Ostdeutscher, auch wenn man nach Hannover zieht, wie einer der Unterstützer der Nationalsozialistischen Union von Uwe Mundlos. Er ist vor vielen Jahren aus Jena in den Westen gezogen, bleibt in den Medien aber der „ostdeutsche Neonazi“.

Christa Wolf ist auch immer die Ostdeutsche geblieben. In einem Nachruf im Spiegel wird sie als „DDR-Repräsentantin“ beschrieben, um literarische oder gesellschaftliche Relevanz für das vereinte Deutschland geht es nicht, stattdessen wird ihr Tod genutzt, daran zu erinnern, wie das Blatt im Jahr 1993 Wolfs kurze Stasi-Tätigkeit Ende der Fünfzigerjahre dokumentierte. Die Stasi, das ist das, was bleibt.

Selbst wenn man deutsche Bundeskanzlerin wird, bleibt das Label. Wenn Angela Merkel was falsch macht, wenn sie zögert, Risiken scheut, dann ist sie ganz schnell wieder die angepasste Ostdeutsche.Es ist immer der gleiche Reflex: Sobald ein Problem in Ostdeutschland auftritt, wird es zu einem „ostdeutschen“ Thema. Man stelle sich das umgekehrt vor: Die großen Kindesmissbrauchsskandale wurden in Hessen und in West-Berlin aufgedeckt Trotzdem gilt die Pädophilie nicht als westdeutsche Spezialität.

Der Ostdeutsche wird zum Fremden gemacht, genauso wie der Türke. Beide machen den Westdeutschen nur Ärger, stören die Idylle. Der Ostler verprügelt Türken,

und der Türke verprügelt seine Frau und seine Töchter. Merkwürdigerweise gibt es keine Solidarität unter Migranten und Ostlern, nur Eifersucht. Im Maxim-Gorki-Theater schimpfte im vergangenen Jahr die Schauspielerin Pegah Ferydoni über die „Millionen schlecht integrierten Ossis“. Die Westdeutschen schauen amüsiert aus der Distanz zu. Sie müssen nicht über sich selbst nachdenken.

Treue auf die DDR geschworen

Uwe Mundlos war 16, als die Mauer fiel. Er war 18, als er seine Lehrstelle zum Datenverarbeitungskaufmann beim Optikunternehmen Carl Zeiss verlor. Das erzählt sein Vater im Spiegel. Danach hat Uwe Mundlos 21 Jahre im vereinigten Deutschland gelebt. Wie ist er zu dem Menschen geworden, der mutmaßlich an der Erschießung von zehn Menschen beteiligt war? Was machte ihn zum kaltblütigen Nazi? War es die DDR? War es die Nachwendezeit? Warum spricht niemand darüber?

Ich war 15, als die Mauer fiel, fast genauso alt wie Uwe Mundlos. Als Mundlos seine Lehrstelle verliert, sich die langen Haare abschneidet und Springerstiefel anzieht, gehe ich zur Schule in Eisenhüttenstadt. Wir sind die Generation, die mitten in der Pubertät zwischen zwei Staaten hängt.

Ein Jahr zuvor bei der Jugendweihe hatte ich noch Treue auf die DDR geschworen, halbherzig. Es hatte Ärger mit der SED-Kreisleitung gegeben, weil ich in meiner Rede ein Zitat von Erich Kästner verwendet hatte. „Nur wer erwachsen wird und Kind bleibt, ist Mensch.“

Jetzt war die DDR weg. Es war kein perfektes Land, aber es war das einzige, das ich kannte. Wir hatten nun alle Freiheiten, doch was war das, Freiheit?Ich habe bis zu meinem 18. Lebensjahr fast nur in Büchern gelebt, die meistens im 19. Jahrhundert spielten, im Lübeck der Buddenbrooks, im Paris von Maupassants Bel Ami, im London von Oliver Twist. Mann, Maupassant, Dickens, das waren meine Helden. Nicht unbedingt eine gute Vorbereitung auf das Deutschland von Helmut Kohl.

Immobilienmakler und amerikanische Mormonen

Im Supermarkt gab es Zott-Joghurt und Coca Cola, auf den Straßen fuhren Opels und BMWs zwischen den Trabis und Wartburgs. Sonst blieb alles beim Alten. Es gab eine große Leere. Im Frühjahr 1990 war der Staatsbürgerkundelehrer von einem Tag

auf den anderen verschwunden. Ohne Erklärung. Staatsbürgerkunde hieß nun Politische Bildung, der neue Lehrer war der alte Deutschlehrer. Die Westler, die nach Eisenhüttenstadt kamen, waren Versicherungsvertreter, Immobilienmakler und amerikanische Mormonen, die durch die Straßen liefen und fremde Menschen ansprachen. Sonst kam niemand.

Die Familie war keine große Hilfe. Meine Eltern verloren ihre Arbeit, sie hatten mit sich zu tun. Sie waren keine SED-Mitglieder, aber auch keine Dissidenten gewesen. Sie hatten versucht, ein anständiges Leben zu leben. Sie wussten auch nicht, wie es weitergeht. Sie hatten keine Freunde bei einflussreichen Stellen. Sie hatten auch kein Geld, um mir mein Studium zu finanzieren. Bafög kannten sie nicht. Die Anträge mit den vielen Seiten machten ihnen Angst.

1994 ist das Jahr, als Uwe Mundlos sich langsam von der Familie löst. Mit Kameraden organisiert er in Chemnitz ein Treffen zum Todestag von Rudolf Hess, dem Stellvertreter von Hitler. Die Stadt hatte ein Veranstaltungsverbot erlassen, Uwe Mundlos wird festgenommen. Die Kriminalpolizei klingelt bei seinen Eltern. Sein Vater sucht ihm eine Wohnung im Dorf. Er habe gehofft, dass sein Sohn dort zur Besinnung käme, sagt er im Spiegel.

Kein Sex vor der Ehe

Im selben Jahr driftete ich ab. Ich war nach Hamburg zum Studieren gezogen. Ich kannte niemanden. Ich zog in eine WG mit einer Frau. Sie war ein paar Jahre älter, eloquent, selbstbewusst, eine Modedesignerin. Ihr Freund war Polizist, sie hatten sich in Südafrika auf einem Missionseinsatz kennengelernt, sie wollten im Sommer heiraten. Sie waren ein schönes Paar, sie sahen aus wie Schauspieler.

Sie nahm mich mit in eine Kirchengemeinde, die so ganz anders war als das, was ich aus der DDR kannte. Es gab viele junge Leute, die Musik wurde mit Gitarre und Bass gespielt, zum Singen hoben alle die Hände, von der Predigt waren einige so gerührt, dass sie umfielen. Es war Action, große Emotionen. Ich blieb. Und kam wieder. Ich ließ mich taufen, ich organisierte Jugendgottesdienste.

Und auf einmal hatte ich eine Heimat. Ich lehnte Sex vor der Ehe ab, fand praktizierte Homosexualität Sünde und hatte fast nur Freunde, die auch so dachten.

Mit einem Mann zusammen zu sein, der kein bibeltreuer Christ war, das war nicht erlaubt. Manchmal zweifelte ich. Aber dann sah ich meine Mitbewohnerin und ihren Freund, die beiden waren so stark und erfolgreich, Westler noch dazu, es konnte gar nicht falsch sein.

Was hat das alles mit Uwe Mundlos zu tun? Nichts, auf den ersten Blick. Aber wir hatten die Sehnsucht nach Radikalität gemeinsam, nach einem klaren Weltbild. Wer sich als Jugendlicher in der Nachwendezeit abgrenzen wollte, hatte es nicht so leicht, eine Protestkultur zu finden. Links wie die Westkinder konnte man nicht werden. Die sozialistischen Floskeln, das große Pathos hatten mich schon in der DDR gestört.

Als Mundlos anfing, regelmäßig Nazi-Kundgebungen zu besuchen, Parolen zu grölen, Fahnen zu schwenken, zog ich mich auch in meine neue Welt zurück. Ich las fast nur noch christliche Bücher, die Bibel, die Luther-Übersetzung, die Einheits-Übersetzung, die King-James-Übersetzung auf Englisch. Ich war voll dabei, meine Mitbewohnerin war stolz auf mich. Wahrscheinlich war ich der ideale Fang, wahrscheinlich kursieren Lehrvideos für Missionare über mich: „How to catch an Ossi“. Schließlich wollte ich selbst Missionarin werden.

Im Sommer 1996 wurde gegen Uwe Mundlos ermittelt, weil er eine Puppe mit Bombenattrappe und Davidstern über eine Brücke gehängt haben soll. Er wurde dauernd verhaftet, kontrolliert. „Sie fühlten sich diskriminiert, das hat ihnen Legitimation verschafft“, sagt sein Vater, Siegfried Mundlos.

Im Sommer 1996 reiste ich nach Russland. Ich verteilte mit drei finnischen Missionaren Brot und Bibeln. Es ist eine Ironie, dass es mich ausgerechnet nach Russland zog, ins ehemalige Bruderland. Die einstigen sozialistischen Brüder und Schwestern wollten aber keinen Heiland. Ich blieb nur einen Sommer lang.

Ich habe eine Religion durch eine andere ersetzt. Jesus hieß mein neuer Lenin. Mit dem Unterschied, dass ich diesmal mit vollem Herzen dabei war. Es war nicht besonders cool, Bibeln zu verteilen, lange Röcke zu tragen, vor dem Essen zu beten, aber es war anders und schockierend. Eine Freundin aus der Schulzeit machte sich Sorgen, sie schrieb mir einen Brief, darin steckte ein Flugblatt mit einer Warnung vor

fundamentalistischen christlichen Gemeinden. Mich machte das ein wenig stolz. Ich war auf einmal gefährlich.

Freiheit gefunden

Der Vater von Uwe Mundlos hat immer wieder gehofft, dass es bei seinem Sohn nur eine pubertäre Phase ist, eine Kinderei. Hätten die Eltern das Abdriften verhindern können? Er habe es versucht, sagt Mundlos im Spiegel. Er sei mit seinem Sohn ans Meer gefahren, als er hörte, dass Nazibands in der Nähe spielen. Er habe Uwe Mundlos und seine Freundin Beate Zschäpe zum Campingurlaub nach Mecklenburg gefahren. Auf die Frage, ob er sich Vorwürfe mache, sagt er: „Jeder Mensch hat ein gewisses Eigenleben. Ich konnte nichts dagegen tun."

1998, als die Polizei die Garage mit 1,4 Kilogramm Sprengstoff findet, eskaliert die Situation: Uwe Mundlos, Uwe Böhnhardt und Beate Zschäpe tauchen unter. 1998 war auch für mich ein wichtiges Jahr, vielleicht das wichtigste seit 1989. An der Universität lernte ich einen Kommilitonen kennen. Ich verliebte mich, wir kamen zusammen. Der Mann hatte mit Kirche nichts zu tun.

Aus Sicht der Gemeinde hatte ich nun die Regeln gebrochen. Ich durfte keine Gottesdienste mehr organisieren, meine Freunde gingen auf Distanz. Die Beziehung zu dem Mann hielt nicht lange, für mich war sie trotzdem ein Wendepunkt. Ich wollte mein persönliches Leben von keiner Gruppe, keiner Partei, keinem Klub kontrollieren lassen. Ich hatte meine Freiheit gefunden. Ich studierte zu Ende, fand eine Stelle in einem großen Verlag. Ich kam langsam an in der bundesdeutschen Realität.

Ein Land voller Angst

Ich lernte ein Land voller Angst und Selbstillusionen kennen, ein Land, das so tat, als seien die Millionen Ausländer gar nicht da. Deutschland sei kein Einwanderungsland, es sei viel zu dicht besiedelt, sagte der CDU-Innenminister Manfred Kanther im Jahr 1996. Selbst nach den mörderischen Anschlägen von Mölln und Solingen, von Rostock und Hoyerswerda, wurde der Mythos aufrechterhalten.

Keiner meiner westdeutschen Kollegen hatte in den späten Neunzigerjahren türkische oder arabische Freunde. Auf Partys blieb man unter sich. Fatih Akin durfte seine Filme drehen, sonst sollten Türken bitteschön unsichtbar sein. Das Multikulti-

Gerede war schon immer verlogen. In Deutschland, lernte ich, misstraut jeder dem anderen, der nicht so ist wie er selbst.

Erst viel später, als ich in London lebte, verstand ich, was Multikulti bedeuten kann. Das Zusammenleben fremder Kulturen war der Normalzustand, nicht immer nur friedlich, aber kein Grund zur permanenten Hysterie. Jeder kann leben, wie er will, solange die Gesetze eingehalten werden. Pakistanische und indische Einwanderer-Kinder bezeichnen sich selbstverständlich als britisch.

Es gibt Ärzte mit Turban, Polizistinnen mit Hijab, der traditionellen muslimischen Kopfbedeckung. Selbst nach den Anschlägen von 2005 reagierte die Bevölkerung besonnen. Muslime und Nicht-Muslime wandten sich gemeinsam gegen Gewalt. Die Gelassenheit im Umgang mit dem Fremden, die Verachtung von Ideologie, die hohe Wertschätzung individueller Bürgerrechte, die die alte Kolonialmacht Großbritannien hat, all das fehlt den Deutschen.

Fast jeder Zweite ist ausländerfeindlich

Die Historikerin Karin Hunn hat ein Buch über 50 Jahre Einwanderung geschrieben. Sie sagt, dass es in der Bundesrepublik seit Langem eine ausgeprägte Türkenfeindlichkeit gab. Sie begann in den Achtzigerjahren, als deutlich wurde, dass die Einwanderung Kosten verursachen würde. „Die frühen 80er-Jahre markieren den Beginn massiver Türkenfeindlichkeit, es ist die Zeit der Türkenwitze, der verbalen Gewalt und des Rückkehrförderungsgesetzes.

Ab Ende der 70er wird aus dem Ausländer- das Türkenproblem. Sie waren es eben auch, die blieben, während andere gingen: die Griechen, die Spanier“, schreibt Hunn. 1980 gab es in München einen Anschlag auf das Oktoberfest. Der rechtsradikale Attentäter gehörte zur Wehrsportgruppe Hoffmann, die Anfang 1980 verboten worden war, 13 Menschen starben.

30 Jahre später sind die Deutschen nicht viel weiter. Fast jeder Zweite sagt, es lebten zu viele Ausländer in Deutschland. Jeder Dritte hält Obdachlose für arbeitsscheu. Das sind die Ergebnisse, die der Soziologieprofessor Wilhelm Heitmeyer in einer Erhebung im Jahr 2011 zusammengetragen hat.

Er hat auch herausgefunden, dass 53 Prozent der Befragten Probleme damit hätten, in eine Gegend zu ziehen, in der viele Muslime wohnen. Das ist ein Anstieg von sechs Prozent im Vergleich zu 2004, schreibt Heitmeyer in seiner Langzeitstudie „Deutsche Zustände“. Besonders im linken politischen Milieu habe die Islamfeindlichkeit zugenommen.

Die jungen Ostdeutschen wuchsen in den Neunzigerjahren nicht im luftleeren Raum auf. Es gab eine fremdenfeindliche Stimmung mit der Debatte über das neue Asylgesetz. 1993 wurde das Asylrecht faktisch abgeschafft. Die Gerichte, die Polizei, der Verfassungsschutz, das waren keine DDR-Behörden mehr, sondern gesamtdeutsche Behörden, besetzt mit Personal aus Westdeutschland. Sie haben weggeguckt, als immer mehr Jugendliche in Springerstiefeln herumliefen.

Forschungen widerlegen die These, dass es einen Zusammenhang zwischen der Erwerbstätigkeit der Mutter und der Gewaltneigung gibt. Männlichen rechtsextremen Gewalttätern habe es eher an männlichen Vorbildern gefehlt, schreibt die Arbeitsstelle für Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit am Deutschen Jugendinstitut in Halle. Ob das im traditionellen Westdeutschen Alleinverdiener-Modell gegeben war, sei fraglich.

Hans-Joachim Maaz erforscht seit Jahrzehnten die DDR-Seele, in der DDR arbeitete er als Psychotherapeut, nach der Wende veröffentlichte er ein Psychogramm der Ostdeutschen, „Der Gefühlsstau“ wurde ein Bestseller. Maaz beschäftigt sich mit den Ursachen der rechtsextremen Gewalt im Osten. Vor zehn Jahren hat er mal etwas salopp gesagt: „Man schlägt den Afrikaner und meint den Westdeutschen.“ Er war der Meinung, dass sich in der Gewalt gegen Fremde auch ein Protest gegen die Vormachtstellung der Westdeutschen zeige.

Sind die Eltern wirklich schuld an prügelnden Ostkindern? Maaz ist die Frage zu plakativ. „Rechte Gewalt ist ein Ost-Problem, aber nicht ausschließlich.“ Es gebe emotionale Deformationen in beiden Teilen des Landes. „Im Osten sollten die Kinder diszipliniert und angepasst sein, im Westen wurden sie auf Konkurrenz und Durchsetzungsfähigkeit gedrillt“, sagt Maaz. Beide Methoden wirkten ähnlich auf Kinder, sie erzeugen einen inneren Druck. Wie der abgebaut wird, hängt von der

späteren Entwicklung im Leben ab, wie viel Erfolg man im Beruf und in der Gesellschaft erlebt. Wenn ich Maaz höre, denke ich, mein Glück war, dass ich einen Beruf fand, der mir dies ermöglichte.

Nach dem Zusammenbruch der DDR hatten die Ostdeutschen viel weniger Chancen, erfolgreich zu sein, weil die Jobs wegbrachen. „Nach der Wende sind viele Menschen degradiert worden. Ihren Frust kriegen auch die Heranwachsenden ab, den sie dann an anderen abreagieren“, sagt Maaz. Er ist überzeugt, dass es noch lange zwei Deutschlands geben wird. Es wird noch lange eine Mauer geben.

Recherchen des Journalisten Frank Jansen zufolge starben 137 Menschen seit der Wiedervereinigung durch rechtsextreme Gewalt. 137 Menschen wurden erschossen, ertränkt, zertreten, ohne dass das groß im Land bemerkt wurde. Mehr als die Hälfte starb in Ostdeutschland einschließlich Berlin. Mehr als ein Dutzend Menschen wurden in der Region um Dortmund umgebracht.

Unter den 137 sind 42 Migranten und Spätaussiedler, 24 Obdachlose, 8 Arbeitslose, 11 Linke und Punks, drei Behinderte, zwei Szeneaussteiger, zwei Rechtsextremisten, ein Homosexueller und 36 „Normalbürger“, die sich offen gegen Neonazis gestellt haben. Die Bundesregierung verzeichnet nur 47 Todesopfer. Die Zahlen setzen sich aus den Meldungen der Landeskriminalämter zusammen, die beim Bundesinnenministerium gesammelt werden. Wer in die Statistik einfließt, entscheiden örtliche Behörden.

Die Diskrepanz scheint niemanden zu interessieren. Die einzige Partei, die über die Jahre immer wieder wegen der rechten Tötungsverbrechen bei der Bundesregierung nachgehakt hat, war die Linkspartei. SPD und Grüne haben sich wenig für das Thema interessiert. Ist ja auch ein Ost-Thema, das nichts mit dem Westen zu tun hat.

Diese Haltung ist verbreitet und bequem, sie hat den Vorteil, dass man sich selbst nicht hinterfragen, sich nicht ändern muss. Es ist wie eine neue Mauer, die zwanzig Jahre nach der Einheit wieder hochgezogen wird. Eine Mauer, hinter der sich die Westdeutschen verstecken können.